

Sr. Gerasina Candinas

Familie

Ich bin 1926 geboren und wir waren sieben Kinder. Unser Vater war eigentlich Lehrer, aber zu dieser Zeit reichte dieser Lohn nicht, um eine so grosse Familie durchzubringen. So hatten wir daneben noch etwas Landwirtschaft. Die Kinder mussten auch mithelfen. Man hat früh damit angefangen, so wie man konnte, mitzumachen. Wir Mädchen gingen nicht in den Stall, aber aufs Feld. Wir waren eher zuhause und halfen. Da hat man schon früh damit begonnen, das Geschirr zu spülen oder da und dort etwas zu wischen. Man unterstützte die Mutter.

Ich bin in Surrein aufgewachsen, als drittes von sieben Kindern. Die Primarschule habe ich in Surrein, die Sekundarschule in Sumvitg besucht. Wir waren als Kinder nie weg von zu Hause. Da kam man aus der Schule und musste nach Mels und so, vermutlich auch um etwas Deutsch zu lernen. Wir sagten der Mutter oft, "die anderen dürfen immer im Sommer irgendwohin gehen", da sagte die Mutter, "meint ihr nicht, dass diese Mädchen auch manchmal lieber zu Hause bleiben würden". Darauf sagten wir nichts mehr. Einer meiner Brüder sagte immer, "die anderen Buben dürfen immer auf die Alp gehen", da hat der Vater einmal gesagt "also gut, jetzt gehst du auch einmal auf die Alp". So war er einen Sommer lang auf der Alp und danach hat er nie mehr davon gesprochen, auf die Alp zu wollen.

Wir standen schon recht früh auf, vor allem wenn man aufs Feld musste. Damals mähten sie noch viel von Hand und wir Kinder bemühten uns schon, ein bisschen beim Zetten zu helfen. So wie man konnte. Die Mutter machte noch

den Haushalt und brachte dann manchmal etwas zum Znüni (Zwischenmahlzeit), wenn wir nicht zu weit vom Dorf entfernt waren. Wir hatten auch einige Felder auf der anderen Seite. Dann brachte sie manchmal auch das Mittagessen aufs Feld. Der Vater sagte dann manchmal "jetzt laufft der Mutter entgegen und helft ihr tragen". Da liefen wir und die Kleinen liefen uns auch nach und dann sagte die Mutter "ihr hängt euch an die Schürze, dass ich es noch schwerer habe". Damals machte man oft noch Kaffee zum Mittagessen. Wir hatten da so einen speziellen Ofen auf dem Feld, wo wir den Kaffee brühen konnten. Die Mutter brachte dann oft Sachen, die sie im Ofen gemacht hatte oder in Butter gebraten – wir nannten sie "Schuloris" (Gebäck, auch als Pfaffenbohnen oder Schenkeli bezeichnet) und dann gab es auch noch etwas Käse und Fleisch dazu.

Berglandwirtschaft

Wenn die Mutter Brot buk, durften wir Kinder auch jedes ein kleines Brötchen für uns backen. Wir machten dann immer ein Zeichen, damit wir wussten von wem es sei. Der Bruder machte immer ein Dickes und sagte dann immer, "das gehört dann dem Paul". Wir hatten selbst Brot, vor allem Roggen und Weizen.

Die Mutter hatte lieber das Weizenmehl aber das war dann so: Während des zweiten Weltkrieges durfte man nicht so viel Weizen sähen, wie man wollte. Da kam es einmal so weit, dass wir hätten eine Busse zahlen müssen, da wir zu viel Weizen gesät hätten. Da war es so gewesen, dass die Mutter den Weizenacker gejätet hatte und da gab es viele stachelige Disteln. So hatte sie sich in die Hand gestochen und hatte fast

eine Blutvergiftung. Sie musste deswegen ins Spital. Da kam also diese Rechnung mit der Busse. Der Vater hatte gesagt "ah, naja, zahlen wir halt". Die Mutter hatte dann gesagt "nein, ich zahle das nicht. Wenn ich deswegen schon ins Spital musste! Wenn du nicht schreibst, schreibe ich selbst nach Bern". Die Mutter hatte selbst nach Bern geschrieben, wie anstrengend es gewesen sei, zu diesem Weizen zu kommen, dass sie sich verletzt habe und sogar ins Spital hätte müssen. Da hatten sie zurückgeschrieben, wenn das so sei, dann würden sie uns die Busse erlassen.

War Ihre Mutter eine Frau, die sich für die Sache einsetzte, auch in der Politik?

Ja, sie setzte sich schon ein. Nicht in der Politik, aber sonst verstand sie die Dinge schon. Sie war bevor sie heiratete in Hotels gewesen, in der Administration. So war sie schon versiert in diesen Dingen. Deutsch konnte sie auch genug. Sie war schon damals im Konsantineum (ehemaliges Töchter-Institut in Chur) gewesen und auch in der Westschweiz (französisch sprechende Schweiz), so wusste sie sich schon zu wehren.

Gesellschaft

Fleisch hatten wir schon noch, wir schlachteten selbst. Auch während des zweiten Weltkrieges kamen wir so noch recht gut durch, aber man musste schon schauen. Für einige Sachen mussten wir dann auch die Essensmarken haben, für das, was wir nicht selbst hatten. Aber es war schon so, dass wir durchkamen. So mit der Butter und so. Marken gab die Mutter manchmal weiter, wenn es jemand knapp hatte und wir sie nicht brauchten. Diese Marken konnte man nur für die eine oder andere Sache brauchen. Das war genau zugeteilt. Zum Beispiel für Reis oder Kaffee.

Wussten Sie, was während des zweiten Weltkrieges passierte?

Ja, der Vater war schon einer, der sich interessierte. Aus den Zeitungen wusste er und erzählte uns schon, was passierte. Irgendwie konnte man sich nicht so richtig vorstellen, wie das war oder dass es gar bei uns Krieg gäbe. Angst hatten wir keine.

Was geschah mit ärmeren Familien, wer half?

Ich weiss noch, dass es sehr arme alte Leute gab, die niemanden hatten. Diese wurden in eine Familie gegeben wo sie verköstigt wurden. Es gab kein Altersheim. Es gab da eine Familie, die hatten keine eigenen Kinder und die nahmen oft solche Leute auf. Auch Kinder wurden manchmal in andere Familien gegeben. Zwei Familien hatten einen Jungen und ein Mädchen aufgenommen. Sie behandelten sie wie die Eigenen. Ich wunderte mich oft in Tavetsch. Da war ich 15 Jahre Kindergärtnerin. Da erzählten sie oft, dass dieses oder jenes Kind von anderen Familien grossgezogen wurde. Die waren vielleicht schon noch ärmer dort. Eine Mitschwester, sie war aus Peiden, hatte erzählt, dass sie als kleines Mädchen im Schwabenland war. Die mussten weit laufen und dann holte sie die "Greitli" ab. So nannten sie die Frau, die sie abholte. Früher war die Surselva schon sehr arm. Die Leute wohnten oft sehr armselig. Ich denke das oft, wenn ich sehe, wie es heute ist.

Religion, Bräuche

An den Sonntagen musste man zum Gottesdienst. Aber wir hatten eigentlich noch viele Freiheiten. Wir kamen dann oft ganze Quartiere zusammen und spielten miteinander. Wir spielten Fangen, Verstecken, Ballspiele. Wir nannten

das Schlagball. Das spielten wir oft. Sogar diejenigen, die schon erwachsen waren, spielten mit. Spielsachen hatten wir nicht viel, vielleicht einmal eine Puppe oder so.

Ich weiss, einmal hatten meine jüngere Schwester und ich zu Weihnachten eine Puppe bekommen, eine zu zweit. Das war dann ein Fest! Der Bruder hatte ein kleines Pferdchen bekommen und dann setzten wir die Puppe auf das Pferd und gingen damit spazieren.

Wie feierten Sie Weihnachten?

Wir hatten es noch schön an Weihnachten. Klar, wir schmückten den Christbaum und kleine Geschenke bekamen wir immer. Schon manchmal ein Kleidungsstück, dass man so oder so benötigte, aber es war immer etwas Neues. Dann setzten wir uns zusammen und der Vater hatte noch so ein Harmonium, dann spielten wir und sangen Weihnachtslieder zusammen mit dem Vater. Daran kann ich mich noch gut erinnern. Und dann war da noch das Neujahr. Wir gingen zum Neujahrsbesuch. Da ging man schon früh am Morgen, wenn es noch dunkel war. Da kam nicht so viel zusammen, vielleicht ein paar Fünfräppler. Der Vater hatte für jeden von uns ein Kässeli gemacht. Sonst bekamen wir kein Geld, aber das Neujahrgeld legten wir immer in diese Kasse. Diese musste der Vater immer zur Bank bringen, um sie öffnen zu lassen und wir fragten immer "Wie viel war bei mir drin, wie viel war bei mir drin?" dann sagte der Vater oft "ach, ich habe noch etwas aufgerundet". Er war so ein guter Vater. Da ging man auch noch zu den Grosseltern oder zu den Tanten und Onkeln um das neue Jahr zu feiern.

Hatten sie spezielle Kleidung für den Sonntag?

Ja, am Sonntag trugen wir andere Kleidung. Ich hatte einmal eine Bündnertracht aber das war dann schon später. Da musste man schon einen Unterschied machen zwischen Festtagen und Werktagen. An den Hochfesten machten die Jungen Parade und dann holten sie bei den Jungfern eine Nelke ab. Das war das Symbol, dass da etwas Sympathie war. Sie trugen weisse Hosen und Zylinder für die Parade. Wir schauten dann immer, wer eine Nelke am Zylinder trug und überlegten uns, von wem er sie wohl bekommen hatte. Da gingen sie nur zu den Jungfern (Jungfrau) in den Dörfern. Manchmal, wenn die Haustüre nicht abgeschlossen war, stand plötzlich ein junger Bursche in der Türe. Sehr oft heiratete man im eigenen Dorf, selten ausserhalb.

Während des Schuljahres hatten wir nicht viele Ferien. Wir hatten bis am Vorweihnachtstag Schule und nach Weihnachten dann gleich wieder. Zwischen Weihnachten und Neujahr waren keine Ferien. Das ging im Oktober los und dann durch bis April. Wir gingen nicht weg, wir waren den Sommer durch zu Hause. Da musste wir Mädchen, als wir etwas grösser waren, das Haus putzen. Da half man der Mutter so gut man konnte.

Auf welche Zeit des Jahres freuten Sie sich am meisten?

Zu dieser Zeit freute man sich schon auf Weihnachten. Das war etwas Spezielles, Samichlaus und Weihnachten. Meine Brüder wanderten gerne und wenn fertig geheut war, durften wir auch mit. Das war zwischen dem Heuen und dem Emden eine grössere Tour. Solange der Vater noch mochte, kam er auch mit, danach gingen wir mit den zwei Brüdern. Wir wanderten über die Greina,

Diesrüt und hinunter nach Vrin. Einmal hatten wir die andere Route genommen, über die Greinaebene hinunter nach Olivone. Sonst hatten wir nicht so viel Gelegenheiten, irgendwohin zu gehen, aber das taten wir oft. In die Ferien fahren wir nicht. Auch nicht zu Verwandten ins Unterland (Schweizer Mittelland). Ich ging manchmal, als ich klein war, zu einer Tante nach Sumvitg als kleine Magd, um kleine Aufgaben zu erledigen. Aber sonst gingen wir nicht.

Wir Jungen kamen immer einmal während der Fasnacht zusammen, um etwas zu tanzen, mehr nicht. Während der Fasnacht standen manchmal die Jungen in der Haustüre, die sich etwas verkleidet hatten. Dann mussten wir ihnen einen Schnaps geben und dann gingen sie wieder. Wir hatten schon manchmal solche Treffen, aber immer die Jungen und die Mädchen separat. Die Mädchen machten immer ein Zvieri (Zwischenmahlzeit), das war meistens am Schmutzigen Donnerstag. Wir hatten im Parterre ein Zimmer, eine Stube, die nicht bewohnt war und da trafen wir uns oft. Da brachte jede etwas mit, etwas Wurst, etwas Süßes oder manchmal sogar Rahm. Mutter kochte einen Kaffee und wir hatten da eine schöne Gesellschaft. Sonst gab es nicht so viel Fasnachtsbräuche. Manchmal hatten wir einen Tanzabend. Ich war keine gute Tänzerin. Damals war schon eher jedes Dorf für sich. Wir trafen uns kaum mit den Jungen aus den Nachbardörfern.

Später hatten wir dann den Frauen- und Jungfernverein, wo wir uns trafen, den Kirchenchor und die Theatergruppe. Ich selbst habe nie Theater gespielt. Das war nicht so meins. Aber man freute sich über alles, was es gab. Das war nicht sehr viel. Damals konnte man sich über kleine Dinge freuen. Früher spielten sie im Winter oft Theater in

den Dörfern. Dann ging man manchmal in das Dorf, wo gespielt wurde, ins Theater. Nach Sumvitg oder nach Rabius.... und sie kamen auch zu uns, wenn wir spielten. Da ging man schon so gegenseitig hin. Aber bevor man in die Sekundarschule kam, kannte man die Jungen aus dem Nachbardorf kaum. Die sah man das erste Mal in der Sekundarschule. Nicht alle gingen in die Sekundarschule. Es gab solche, die nur im Dorf die achte Klasse besuchten. Damals hatten wir nur zwei Jahre Sekundarschule.

Machten Sie auch Wallfahrten?

Wir gingen oft nach Trun zur "Nossaduna dalla glisch" (Maria zum Licht). Das taten wir oft am Sonntagnachmittag mit den Eltern. Sonst nicht... vielleicht einmal nach Ziteil (bekannter Wallfahrtsort in Graubünden). Das war nicht so organisiert wie heute. Wir fahren privat hin.

Ausbildung, Religion

Als ich aus der Schule kam, nach der Sekundarschule, kam ich für zwei Jahre nach Ilanz ins Institut. Sie nannten das die Bäuerinnenschule, das war so eine Haushaltungsschule. Ich hatte schon immer den Gedanken ins Kloster zu wollen. Als diese zwei Jahre um waren, dachte ich, ich könnte direkt weiter im Kloster bleiben. Da hatten die Eltern gesagt, sie hätten nichts dagegen und würden sich freuen, aber ich müsse jetzt doch noch etwas warten. "Du hast jetzt diese Flamme, weil du bei den Ordensschwestern warst. Jetzt wartest du etwas und wenn du diesen Wunsch noch immer hast, kannst du schon gehen". So musste ich halt noch etwas warten.

War für Sie immer klar, dass Sie ins Kloster wollen?

Das war als ich neun, zehn Jahre alt war. Da musste ich ins Spital. Ich hatte einen perforierten Blinddarm und musste etwas länger im Spital bleiben. Ich war so begeistert von den Schwestern, dass ich immer dachte: Wenn ich mal gross bin, will ich auch so eine Schwester werden. Dieser Gedanke war immer da, aber ich wusste nicht, wie ich mich anstellen sollte, um ins Kloster zu gehen. Als ich dann die zwei Jahre hier war, wusste ich, was ich zu tun hätte. Aber ich hatte ja warten müssen. Ich war die Drittgrösste und zwei waren noch im Studium. Die Kleinen gingen noch zur Schule und eine Schwester war in der Lehre und so musste ich noch etwas warten.

Damals hatten wir einen Pfarrer aus Tavetsch. Der war gut mit meinem Vater und war sehr initiativ. Er hatte gesagt "Da hinten in Tavetsch, diese Frauen haben keine Beschäftigung im Winter". Damals gab es nicht so viel Fremdenverkehr wie heute. Er würde gerne eine Web- und Nähschule gründen, so wie sie eine im Münstertal hätten, in Sta. Maria. Dann hatte er zu meinem Vater gesagt – ich hiess Adelina – "ich möchte, dass Adelina das übernimmt." Ich war nicht gerade begeistert davon, weil ich dachte, dass ich so nicht ins Kloster gehen könne. So bin ich da hängen geblieben. Ich hatte dann doch zugesagt. Ich musste dann nach Brugg ins Heimatwerk um zu lernen. Danach hatte ich dann angefangen, diese Kurse zu geben. Das habe ich zwei, drei Winter lang getan. Das war immer nur im Winter. Die Kurse waren gut besetzt.

Und dann dieser Pfarrer, er war nicht mal fünfzig damals, ist ganz plötzlich gestorben. Da wussten sie nicht, wie weiter. Ich hatte damals gedacht, so jetzt packe ich die Gelegenheit. Jetzt

sage ich die Kurse ab und gehe.

Er hatte eine Helferin in diesem Gremium. Ich hatte ihr gesagt, dass ich aufhören wolle. Sie hatte dann gesagt: "nein, jetzt ist der Pfarrer gestorben und Sie lassen mich auch noch hier allein." Da hatte ich halt nochmal zugesagt, aber erklärt, dass es nur für einen Winter sei. Dann würde ich gehen und sie sollen für jemand anderen schauen. Sonst wäre ich nicht losgekommen. Sie hatten jemanden gefunden, aber die hatte aufgehört, bevor sie angefangen hatte. Da war es vorbei mit den Kursen.

Konnten damals alle eine Lehre machen?

Die Mädchen, nähen konnten sie gut. In Sumvitg gab es eine Frau, die Lernende nahm und in Rabius auch zwei. Und Schreiner konnten die Jungen lernen, sonst gab es nicht so viele Möglichkeiten.

Früher und heute, Religion

Haben Sie das Gefühl, die Welt sei heute besser oder, dass es früher besser war?

Och, das ist schwer zu sagen. Damals war ein ganz anderes Leben, alles einfacher. Aber nicht, dass es schlechter gewesen wäre – es hatte auch seine Mängel damals. Wenn ich bedenke, wie diese Bauern sich oft abrackern mussten. In vielen Belangen war es besser, in anderen schlechter. Man war zufriedener und freute sich über alles: im Mai aufs Maiensäss zu können oder so, das war schon fast wie Ferien. Klar, heute ist ein ganz anderes Leben. Die Jüngeren können sich gar nicht vorstellen, wie das war. Diese Einfachheit und das alles. Aber man war zufrieden und konnte sich irgendwie viel besser freuen. Die Solidarität zwischen den Familien oder den Leuten allgemein war

vielleicht grösser. Die Grosseltern vaterseits wohnten im gleichen Dorf. Da war man ständig bei einander, einmal wir bei ihnen, einmal sie bei uns. Im Herbst gab es immer etwas Besonderes. Darauf freuten wir uns schon lange vorher: Da gab es immer ein vergünstigtes Billett, um eine Reise zu machen. Das wussten wir und wir durften immer gehen. Zwei Mal durfte man meistens mit dem gleichen Billett fahren und wir freuten uns den ganzen Sommer. Mit der Bahn durfte man im ganzen Kanton umherreisen. Das war fast wie der Lohn für den Sommer und wir freuten uns schon lange vorher. Wir nannten das "das billige Billett". Da fuhr man nicht so weit, vielleicht Mal nach Davos, ins Engadin oder so. Aber das waren schon Reisen für uns, das waren Erlebnisse! Da konnte man zum Bahnhof gehen und da standen immer viele Leute, die das Billett nutzten.

Was auch noch schön war damals, waren die Kirchweihfeste, die Perdanzas. Da lud man Verwandte und Freunde ein und wir hatten oft bis zu 20 Gäste. Aber man war irgendwie vereint mit den Verwandten und man ging dann gegenseitig zu den Festen. Wir gingen auch zu ihnen, wenn sie Perdanza hatten. Das war schön. Da gab es ein besonderes Mittagessen, das kochte man alles zu Hause. Das war dann ein Festessen mit Torten und Cremes und allerlei. Ich weiss, wenn wir bei einer Tante zu Besuch waren, sie kochte immer – die Mutter konnte das nicht kochen – wir nannten sie "pèschs da feglia" (Mahlzeit mit Fisch). Das war ähnlich wie Pasteten und das war etwas sehr Spezielles. Etwas anderes als wir zu Hause hatten. An den Sonntagen gab es nie Polenta. Wir hatten schon etwas Fleisch, Kartoffelstock oder Bratkartoffeln. Die Mutter legte Wert auf eine gute Küche. Wir hatten einen schönen Gemüsegarten. Obstbäume

hatten wir auch, Birnen, Äpfel und Pflaumen. Bei uns gab es viel Früchte. Wir machten oft Hollunderbeerkonfektüre, davon hatten wir ganze Steinzeugkrüge. Ich weiss, mit uns im Haus wohnte eine Tante. Mit ihr zusammen holte die Mutter die Hollunderbeeren. Ganze Heukörbe voll. Da gingen wir in die Waschküche und legten alles in einen grossen Kessel, wie zum Käsen. Das war schon etwas Gutes! Vieles mussten wir aber auch kaufen. Pasta, Macaroni und Spaghetti und so. Das eigene Mehl reichte auch nicht. Wir waren eine so grosse Familie.

Gesellschaft

Männer und Frauen, das wurde schon noch viel separat gehalten. Die Frauen gingen nicht oft in den Stall, das war eher Männerarbeit. Die Frauen waren eher im Haus, die Männer nicht. Die hatten eine Haushälterin, wenn sie allein waren. Ich weiss nur auf dem Maiensäss, da sagte mein Bruder oft "heute koche ich auf dem Maiensäss, heute müssen die Frauen nicht kochen". Das tat er gerne. Da mussten wir oft lachen. Er lief manchmal zum Wald, wenn wir auf dem Feld waren. Er hatte eine Tasse oder so etwas und wir sagten immer "jetzt holt er noch das Dessert". Er freute sich immer, etwas zu haben. Aber daheim waren es schon die Frauen, die kochten.

Es waren schon eher die Männer, die das Sagen hatten. In der Familie bei uns war es nicht so. Der Vater liess der Mutter schon noch viel Freiheiten. Aber die Frauen hatten in der Gemeinde nichts zu sagen, das war die Herrschaft der Männer. Gemeindepräsident wurde meistens ein gelehrter Mann, ein Lehrer oder so. Damals sagten schon eher die Männer wo es lang ging. Ich weiss noch, dass sich meine Eltern manchmal

unterhielten und es davon hatten, dass sie den Pfarrer wegen Diesem oder Jenem fragen müssten.

Die Mutter hat alle Kinder daheim geboren. Da kam immer eine Frau und machte uns den Haushalt. Aber wir machten uns nichts Grosses daraus, man realisierte nichts. Plötzlich lag da einfach ein Baby in der Wiege und man freute sich, wieder ein Baby zu haben. Ich hatte eine Cousine, sie war die Kleinste der Familie und sie hatte eine Nachbarin, die auch die Kleinste war. Sie sahen manchmal wie die Hebamme zu jemandem ging und dann sagten sie zueinander "die geht immer nur zu den anderen und bringt ihnen Babys. Wir wollen auch einmal ein Baby".

Einmal seien die zwei kleinen Mädchen zur Hebamme hingegangen und hätten ihr gesagt, sie solle ihnen auch einmal ein Baby bringen. Die Hebamme habe ihnen dann gesagt, sie müssten mit den Eltern sprechen. Sie hätten das schon getan, aber die wollten nicht. Wenn die beiden Mädchen die Hebamme dann wiedersahen, wurden sie ganz wütend: "jetzt geht sie schon wieder zu den anderen und nicht zu uns!"

Ich weiss noch, dass die Mütter mit dem Neugeborenen vor der Kirche warten mussten. Der Pfarrer musste dann die Mutter und das Kind segnen, bevor sie wieder in die Kirche durften. Das war ein komischer Brauch, als ob das Sünde gewesen wäre.

Kultur, Mobilität

Zeitungen hatten wir die "Romon-tscha", das Tagblatt und dann hatte der Vater während des Krieges die "Zürcher Zeitung" abonniert. Die enthielt mehr Informationen und so war er auf

dem Laufenden. Dann gab es noch den "Pelegrin", "Igl ischi", "Il tschespest", den "Calender romontsch". Ich las gerne. Wir hatten nur Radio, kein Fernsehen. Wir hatten schon damals eine kleine Bibliothek im Dorf, wo man sich Bücher ausleihen konnte. Vater hatte selbst auch viele Bücher, die wir lasen. Ab und zu holte der Vater auch ein Deutsches Buch, das etwas leichter zu lesen war, damit wir etwas Deutsch lernten.

Gab es ab und zu jemanden, der Deutsch sprach im Dorf?

Ich weiss, dass wir einen Posthalter hatten, der konnte nur ganz wenig Romantisch. Damals gab es noch nicht so viel Fremdenverkehr. Autos gab es auch wenige. Ich weiss noch, als ich ganz plötzlich ins Spital musste, wegen des durchbrochenen Blinddarms, da gab es nur ein einziges Auto im ganzen Dorf. Der Mann arbeitete in der Fabrik in Trun und so mussten wir warten, bis er von der Arbeit kam. Der kam nicht und kam nicht. Einen Arzt gab es nur in Disentis und einen in Trun, später dann auch noch einen in Rabius. Das waren die einzigen Ärzte für alle Dörfer in der Umgebung. Der in Disentis hatte nicht einmal ein Auto, er kam immer mit der Vespa. Der in Trun glaub ich auch. Ich glaube, der kam sogar manchmal auf Skiern. Sonst war da nichts. Ich weiss noch mit der Jungmannschaft, wenn irgendwo Theater gespielt wurde, bestellten wir einen mit Pferd und Schlitten und fuhren ein paar zusammen hin. Das war ein Gaudi. Das war als hätte man weiss Gott welche Heldentat vollbracht. Damals fuhren die Züge nicht so oft. Vielleicht zwei am Vor- und zwei am Nachmittag oder gegen Abend. Das kann man sich heute gar nicht vorstellen.

Religion

Wie war der Brauch, wenn jemand starb?

Wenn jemand starb, legten sie den Leichnam noch in die Stube. Da kamen alle zum Rosenkranzgebet, der grosse Rosenkranz wurde gebetet. Dann gab es einen Imbiss und wer noch wollte, blieb dann noch einmal für einen Rosenkranz. Das blieb dann so bis zur Beerdigung. Damals gab es keine Aufbahrungsräume und Totenkapellen. Das war schon manchmal etwas schwierig. Da mussten alle Möbel aus der Stube geräumt werden, damit Platz für all die Stühle war. Da kamen viele Leute, auch während des Tages zum Gebet. Zuerst wurde der Leichnam nicht in den Sarg gelegt, sondern nur auf ein Brett und mit einem Leintuch abgedeckt. Das waren spezielle Tücher, nur für diesen Zweck. Da stand etwa drauf "ruaussa en pasch" (Ruhe in Frieden) oder etwas Ähnliches. Damals kamen viele am Abend zum Gebet. Man hielt sich viel mehr an diese Rituale. In den Gottesdienst gab es nur ganz wenige, die nie gingen. Oft kamen sie sogar am Sonntag von den Maiensässen herunter, um in die Messe zu gehen. Am Morgen vor der Schule war immer Gottesdienst und am Abend Rosenkranzbeten. Aber da gingen schon eher diejenigen hin, die näher bei der Kirche wohnten. Man betete auch noch zu Hause den Rosenkranz. Das machten alle. Der Knecht kam auch zu uns um zu beten. Das war selbstverständlich. Der Knecht ass auch mit uns, er gehörte wie zur Familie.

Medizin, Essen

Können Sie sich an Sagen oder Fabeln erinnern?

In der Val Sumvitg erzählten sie die Sage des „Paul Luziet“. Der lebte da hinten ganz isoliert und spielte manchmal seine Streiche. Uns drohten sie höchstens mit der "Metta da fein". Das war die Sage der alten Frau mit der Sense, die kam, wenn man durch die Felder lief und das Heu niedertrampelte. Meine Mutter erzählte auch manchmal von einem Mann, der oben in Cumpadials wohnte. Der konnte gut mit Kräutern umgehen und konnte heilen.

Sonst machten wir viel Tee. Malvenblätter musste man immer im Haus haben, auch für die Tiere. Dann die Johanniskrautblüten, die legte man in Öl ein und liess es ziehen. Das war etwas ganz Besonderes. Zum Beispiel im Sommer, wenn man einen Sonnenbrand hatte und die Haut sich schälte, musste man das einreiben. Die Malvenblätter schätzte man sehr. Man schaute immer etwas davon im Haus zu haben. Mit Arnika brannten sie Schnaps. Wermuttee musste man auch immer haben. Man war der Natur schon näher. Und die Meisterwurz. Ich hatte einen Bruder, der war richtig spezialisiert darauf. Wenn wir auf dem Feld waren, plötzlich bückte er sich und grub etwas herum. Das war wirklich gut gegen Halsschmerzen, man musste nur etwas darauf rumkauen. Das war die Meisterwurz. Das half sehr gut gegen Halsschmerzen. Oder auch Hollunder, wenn man erkältet war. Ich weiss nicht mehr, wie die Mutter das genau machte aber es half schon. Man hatte halt nicht so viele Medikamente wie heutzutage. Auch Kamille, für den Kamillentee.

Pilze sammelten wir nie. Mutter mochte keine Pilze, sie wollte das nicht, sie hatte

eine richtige Antipathie. Sie hatte immer Angst, dass sie giftig wären. Nur mein Bruder, wenn er auf dem Maiensäss kochte, dann machte er auch manchmal Pilzgerichte. Viele gingen auf die Jagd, wilderten sogar. Mein Vater ging nie auf die Jagd oder zum Fischen. Gion Deplazes hatte über den Placi pign geschrieben. Das war so ein richtiger Spezialist des Wilderns. Einmal hatte er darüber geschrieben, wie er sich anstellen musste, um nicht von der Polizei gefasst zu werden. Das erzählte man sich viel, dass die Surreiner frevelten, auch beim Fischen. Damals gab es noch Lachse. Heute würden sie wahrscheinlich schon schneller gefasst. Damals gab es nie jemanden, der etwas verraten hätte. Wenn man nicht gerade mit dem Wildhüter zusammen traf...

Naturkatastrophen

Können Sie sich an Unglücke oder Unwetter erinnern?

Ich selbst kann mich nicht erinnern, aber ich weiss noch, dass meine Eltern davon erzählten. Wirklich gefährlich war der Rhein aus der Val Sumitg. Wenn schlechtes Wetter war, hatte man schon ein Bisschen Angst. Unsere Mutter schaute dann oft zum Rhein und sagte, wir sollen schauen, wie die Bäume runtergeschwemmt würden. Das machte uns schon Angst.

Wie heizten Sie?

Wir hatten Specksteinöfen und heizten alles mit Holz. Da wurde nur die Stube geheizt. Später hatte Vater in den Zimmern einen kleinen Specksteinofen einbauen lassen. Dieser heizte beide Zimmer, das der Buben und das der Mädchen. Sonst war es oft sehr kalt, vor allem hier in Surrein. Ich weiss noch, als ich nach Sumvitg in die Sekundarschule

ging, ich hatte dicke Zöpfe, nahmen wir immer die Abkürzung, dem Rhein nach und dann den Abhang hinauf. Meine Zöpfe waren steif gefroren, wenn ich in der Schule ankam. In der Schule wurde auch mit Holz geheizt. Da war eine Frau, die Abwart war und die schaute immer, dass es schon warm war, wenn wir in die Schule kamen. Elektrizität hatten wir schon auch, für das Licht.

Wir rutschten oft über die Pfützen, wenn sie gefroren waren. Wir hatten keine Schlittschuhe aber Schuhe mit Nägeln und das war genau gleich, wie mit Schlittschuhen. Die Eisflächen waren immer voll. Das war dann ein Sport! Da kam man schnell aus der Schule und noch eine Runde auf's Eis.

Berglandwirtschaft

Damals gab es schon die Alpabzüge mit den geschmückten Tieren. Wir hatten Kühe und einige Zeit ein paar Ziegen, später dann auch noch Schafe.

Damals ging man nach Trun um die Tiere prämiieren zu lassen und einmal gingen wir auch mit drei Tieren. Wir waren drei Geschwister, die drei Mittleren. Wir waren immer zusammen. Meine Schwester hatte eine junge Kuh namens Hanna, meine hiess Selva und die meines Bruders hiess Brocca. Also musste der Vater mit diesen drei Kühen nach Trun und eine hatte einen Kranz (Auszeichnung) gewonnen. Nun hatten wir Mitleid mit den beiden anderen Kühen, da sie keinen Kranz hatten. Also waren wir nach Hause gekommen und hatten für die beiden auch Kränze gewunden, damit sie sich nicht ausgeschlossen fühlten.

Gewerbe, Handwerk

Schmieden gibt es heute kaum mehr. Früher musste sie die Pferde beschlagen oder die Eisen um die Räder der Pferdekarren schmieden.

Dann weiss ich noch, dass man Flachs in den Pfützen auslegte. Also ich kann mich nicht so gut erinnern, aber meine Schwester erzählte, dass sie mit der Grossmutter den Flachs in die Pfützen legte. Sie banden kleine Bündel zusammen und legten einen Stein drauf und dann liessen sie es einweichen. Danach wurde es mit Wollkämmen auseinandergezupft und dann gesponnen. Das waren so extra Pfützen um den Flachs auszulegen.

Den Schnapsbrenner gab es auch noch, aber das war damals viel einfacher als heute mit den Destillieren. Und eine Mühle gab es auch. Es ist schade, dass sie dieses Mühlrad abgerissen haben. Das wäre heute schon eine Attraktion. Früher gab es auch viele Werkzeuge, die man heute nicht mehr kennt: Sichel, Sense, Joch, Doppeljoch... Auch gepflügt wurde von Hand. Da gab es viel, was man sich heute nicht mehr vorstellen kann. Das war sehr anstrengend.

Die Mutter hatte einmal erzählt, sie hatten ein Joch, das sie an die Stallwand gehängt hatten. Da sei ein Kesselflicker vorbeigekommen und habe gefragt, ob sie es verkaufe. Sie hatte nein gesagt und der Mann sagte darauf, er würde das Joch nicht da hängen lassen, sonst werde es noch gestohlen. Damals gingen die Kesselflicker durch die Dörfer und verkauften Geschirr und sie fragten manchmal nach Milch oder Käse oder so.

Da kam auch noch die Krämerin, wie wir sie nannten. Sie fragte die Mutter, ob sie bei uns schlafen dürfe, im Restaurant sei es zu teuer. Die hatte alles

zum Nähen, Nadeln und so. Und dann gab es noch die Frau, die Salben und Mittelchen verkaufte. Wir nannten sie die Mirera weil sie für eine Churer Firma arbeitete, die Mirer hiess. Sie hatte Rapura und Salben, die man heute in der Drogerie kauft.

Ins Kloster bin ich mit 22 Jahren. Früher gingen viele ins Kloster und es gab auch viele Pfarrer bei uns im Dorf. Da gab es noch die Burg von S. Placi. Die wurde bei einem Unwetter zerstört. Das Gut Bubretsch gehörte auch dazu. Die hatten auch eine Zisterne, wo sie das Wasser raufholen mussten. Zu meiner Zeit gab es schon Brunnen im Dorf aber die waren aus Holz, aus einem halben Baumstamm. Die Mütter gingen zum Brunnen um zu waschen, oftmals im Winter bei Eiseskälte. Oft gefror das Wasser sogar im Haus. Einmal hatte die Mutter erzählt, dass sie erst im Mai wieder Wasser im Haus gehabt habe. Seife hatten sie schon damals, sogar schon Waschpulver. Zur Jugendzeit meiner Mutter wuschen sie aber auch mit Asche. Ich weiss auch noch davon, aber das war dann mehr für die Wäsche vom Maiensäss. Das war etwas gröber. Sie legten die Wäsche in der Waschküche in eine grosse Wanne und legten die Asche in einen Sack, den sie dann aufbrühten. Dann deckten sie die Wäsche mit einem Leintuch ab und gossen das Aschewasser darüber. Das wurde sauberer als mit Seife. Das war dann die Aschenlauge. Und dann wurde alles draussen auf den Seilen zum Trocknen aufgehängt.

Wir machten selber Hausmetzg . Also das Tier wurde draussen getötet und dann musste man die Därme reinigen und dann wurden die Würste darin abgefüllt. Da wurde das Fleisch gut eingeteilt für die Beinwürste und dann auch noch die Schinken, die wir in der

Fleischkammern aufhängten. Ich weiss noch, dass wir als Kinder an den Schinken gingen. Die Mutter sagte dann immer "dass ihr an den Schinken geht macht nichts, aber wenn ihr wenigstens schön schneiden könntet. Immer wenn ich ein schönes Stück abschneiden will, habt ihr überall reingeschnitzt".

Kartoffeln hatten wir im Keller in einem Koben (Grube). Die reichten dann bis es wieder neue gab. Das Korn brachten wir zum Müller und später holte man dann das Mehl ab. Während des Krieges säten wir auch Hirse, das nahmen wir dann als Reis. Reis war auch rationiert. Um selbst Gerste zu haben, säten wir Mischkorn.